

ein rein menschliches, zu allen Zeiten und Orten wohlverständliches, und dies drückte ihm auch wirklich den Stempel der Classicität auf und sicherte ihm einen Ehrenplatz in der Weltliteratur für alle künftigen Zeiten.

Und dennoch finden wir trotz dieser Allgemeinheit in seinem menschlichen Wesen Charakterzüge gar seltener Art, Charakterzüge, die das volle „Wienerthum“ uns von seiner schönsten Seite klar und deutlich in ihm widerspiegeln; z. B. jene übergrosse Bescheidenheit, der zufolge er sich nirgends vordrängte, jener sentimentale Zug, der sich oft bis zum Weinerlichen steigerte, jene Verslossenheit, die sich trotz mancherlei Bedenken Niemandem gegenüber aussprach, jene gutmüthige Nachsicht, die trotz mancherlei Kränkungen Alles ruhig über sich ergehen liess, lauter Züge des echten Wienerthums. Die oberflächlichen Kritiker rechneten ihn zwar wegen seiner „Ahnfrau“ zu den „Schicksalsdichtern“, obgleich seine „Sappho“, „Medea“, „Ottokar“ längst schon sie eines Bessern hätte belehren sollen, sie warfen ihn, den unsterblichen Dichter, in die bunte Reihe jener Alltagsberühmtheiten, wie z. B. Zacharias Werner, Müllner, Houwald, und wiesen ihm auch dann noch nicht den gebührenden Platz an, als die Ohnmächtigen längst schon zu Boden sanken, während er, der Gewaltige, fest im Sattel sass und kühn das stolze Flügelross nach seinem Willen lenkte.

Er war ob manchen Misserfolges verbittert und gekränkt, doch kein Laut des Unmuthes kam über seine Lippen, ruhig liess er die Stürme tief unter sich dahinbrausen, und wenn er auch von Deutschland aus manche Bitterkeit erfuhr, so zog er sich, der überaus Empfindliche, um so hartnäckiger und liebevoller auf sein Oesterreich, auf sein geliebtes Wien ohne Groll und Murren zurück, und wenn Zweifel sein Gemüth durchwühlten, ob er denn auch wirklich jener gottbegnadete Dichter mit der echten Weihe sei, für den er sich wohl selber hielt, für den er gehalten sein wollte, dann lauschte er still und bescheiden im verborgenen Winkel einer Künstlerloge des Hofburgtheaters seinen eigenen Werken, wo ihm mitten durch das Gewirr von widerstreitenden Meinungen die Mehrheit der Stimmen die grosse Botschaft von seiner wahren Dichtergrösse verkündete und ihm seinen Ruhm aus vollem Halse laut entgegenjubilte.

Heute ist der Werth seiner Schöpfungen wohl allseitig und endgiltig anerkannt, und wenn auch die Mitwelt ihm in nächster Zeit ein Denkmal von Stein zu setzen gedenkt, so sind doch des Dichters eigene Werke unvergänglicher als ein Denkmal von Stein.

XXI. CAPITEL.

Bognergasse.



Unter den Pfeilschnitzern,“ so hiess in ältesten Zeiten die Bognergasse, welche schon die Römer „*Strata arcuum*“ nannten, weil sich hier die Arbeitsstätte der zünftigen „Pfeil-“ und „Bogenmacher“ befand. Der untere Theil der Bognergasse gegen die ehemalige Spenglergasse zu hiess bis zum Jahre 1732 „*Am Peilertthor*“, weil bis zu dieser Zeit das Peiler- oder Bairer-Thor hier stand, wie ich bereits (im IV. Capitel, Seite 137) erwähnte. Erst nach Wegräumung dieses lästigen Thorbaues wurde die Communication mit dem Kohlmarkt hergestellt und erhielt die Bognergasse eine freie, in ihrer Ausmündung gegen die Spenglergasse erweiterte Passage. Früher bestand auch gegenüber der Bognergasse, nämlich von der Spenglergasse gegen den Petersplatz zu, ein enges kurzes Gässchen, welches man „die kleine Bognergasse“ nannte, das bis zum Jahre 1835 be-

stand, in diesem Jahre aber mit dem Bau des Sparcassagebäudes gänzlich verschwand. Die ältern Wiener werden sich noch jenes kleinen Eingangsthürchens erinnern, das gegen die Spenglergasse zu stets offen stand. Heute gehört die Bognergasse zu den belebtesten Gassen der Stadt, weil sie die Verbindung mit den beiden frequentesten Stadttheilen, Graben und Kohlmarkt, unterhält und überdies die Tuchlauben und die Seitzergasse mit dem Hof verbindet, der bekanntlich zu den grössten Plätzen der Residenz gerechnet werden muss.

Eigenthümlich ist es, dass die eine Seite der Gasse nur aus Privathäusern besteht, während die andere immer nur Staatszwecken gewidmet war, wie dies heute noch beim Kriegsministerium der Fall ist. Von den neun Privathäusern sind einige ehrwürdig und nennenswerth, so z. B.:

Das Wenighoffer'sche Haus Nr. 311 (neu 3)

trug in früherer Zeit das Schild „zum Wenighoffer“, von dem sich der Name dieses Hauses (wahrscheinlich hiess ein früherer Besitzer so) erklärt.

Ehemals soll am Hause ein Bildnis zu sehen gewesen sein, welches den Teufel mit einem alten Weibe raufend zeigte und die merkwürdige Aufschrift führte: „**Wo der Teufel die Bognerin rauft.**“ Dieses Wahrzeichen gründet sich auf eine uralte Wiener Volkssage, die zwar jedes urkundlichen Nachweises entbehrt, aber dennoch zu den reizendsten dieser Gattung gehört.¹⁾

¹⁾ Die Volkssage vom „Teufel mit der Bognerin“ ist eine der ältesten und populärsten Wiener Sagen. Sie wird in mehreren Variationen erzählt, doch die einfachste, daher beste derselben ist folgende: In ältesten Zeiten, als noch das fürstlich Eszterhazy'sche Palais in der Wallnerstrasse ein in dichtem Waldgebüsch verstecktes Jagdschlösslein war, das von den Babenberger Herrschern zur Jagd benützt wurde, lebte im Hause Nr. 311 (neu 3) unter den Bognern ein gewisser Caspar Bergauer, ein reicher Armbrustmacher, der auch der Besitzer dieses Hauses war. Er hatte ein böses Weib, die ihres ewigen Zankens und Streitens wegen allgemein gefürchtet und verabscheut war. Er nahm das Weib um ihrer Schönheit und ihres Geldes willen, doch die Schönheit verblühte und das Geld schwand, und es blieb nichts als ein alter „Hausdrache“ übrig, der ihn bei Tag und Nacht mit seinem Lästern und Schimpfen quälte und nicht selten sogar mit seinem Rücken in unliebsame Berührung kam. Er verlor die Lust zur Arbeit, und die Wirthschaft drohte zu Grunde zu gehen, Länger konnte dieser kummervolle Zustand nicht dauern. Er schlich sich also während eines heftigen Gewittersturmes in das nahegelegene Waldesdickicht zum „Jagdschlösslein“ und setzte sich dort auf einen Stein, um über ein Mittel zur Abhilfe nachzudenken. In seiner Verzweiflung rief er den Teufel an, aber wie wunderte er sich, als plötzlich unter heftigem Blitz und Donnerschlag der Böse leibhaftig vor ihm stand. „Nun, du hast mich gerufen,“ sagte dieser, „wahrscheinlich sollte ich dir helfen, dein böses Weib kirre zu machen. Nun gut, ich kenne deine Schmerzen und deine böse Siehen, und es müsste mit seltsamen Dingen zugehen, wenn ich sie dir nicht zurecht brächte; ich verlange von dir nichts als deine Unterschrift.“ „Alles was du willst,“ erwiderte rasch der Ueberglückliche, und schnell war der Handel geschlossen. „Doch höre,“ sagte der Teufel weiter zu ihm, „ich gehe sogleich zu deinem Weibe und nehme (damit das Werk mir besser gelinge) deine eigene Gestalt an, du brauchst also heute Nacht nicht nach Hause zu kommen.“ Der Teufel hielt wirklich Wort und schlich sich spät Abends in Caspars Kammer, wo das Weib bereits im Bette schlief, und versuchte es zuerst im Guten mit Schmeicheleien und liebevoller Zärtlichkeit. Er gab ihr also einen süßen Kuss; doch kaum hatte er diesen gewagt, so war sie schon aus dem Bette gesprungen und versetzte ihm zwei derbe Mauschellen und bewillkommte ihn mit einem Hagel von Schimpfworten. „Nicht genug, dass du Nichtswürdiger die ganze Nacht ausser Haus durchschwärmtest, weckst du noch dein braves, gutes Weib vom Schlafe auf? Aber warte, du sollst mir's büssen, ich will dir einen Denkart geben!“ Der Teufel sah nun wohl, dass mit Güte nichts zu richten sei und versuchte es nun mit Strenge und sagte: „Meine Geduld ist nun zu Ende, ich habe bis jetzt alle Mittel erschöpft und will nun Strenge brauchen und auf's Schleunigste befehl' ich dir dein ungestümes Wesen abzulegen, widrigens...“ Doch kaum hatte er dies Wort gesprochen, so hatte sie ihn bereits mit einem Wasserkübel von rückwärts übergossen und mit einem Besenstiel den Rücken tüchtig durchgebläut, und die Hiebe flogen so rasch und heftig, dass der arme Teufel kaum zum Bewusstsein kam. Doch sammelte er sich endlich, retirirte in eine Ecke und versuchte jetzt das äusserste Mittel. Er zeigte sich nun in seiner wahren Gestalt als Teufel. „So erkenne mich denn,“ rief er, „und sei vernichtet!“ Im ersten Augenblicke blieb das Weib ruhig, dann aber warf sie sich auf den Höllenfürsten, nahm ihn bei beiden Hörnern und beutelte den armen durchnässten Teufel so gewaltig, dass gar ein halbes Horn zu Boden fiel. Er dachte jetzt an nichts als an seine Rettung und fuhr durch den Kamin unter Zurücklassung seines Mantels und Hutes zum Rauchfang hinaus. Zur Erinnerung an diese Scene, welche nichts Anderes erweisen will, als den Satz: dass über ein böses Weib nicht einmal der Teufel etwas vermöge, liess man am Hause unter dem Schilde die lehrreichen Verslein anbringen:

„**Defilenz und Noth ein Uebel ist,
Krieg ein arger Zeitvertreib,**

**Schlimmer als des Teufels Tüd' und List,
Gott behüt' uns, ††† ist ein böses Weib!**“

Das Haus „zum schwarzen Kameel“ Nr. 312 (neu 5)

hat seine Benennung von dem gleichnamigen Schilde, welches schon seit dem Jahre 1700 hier grundbücherlich verzeichnet erscheint. Auch an dieses Haus knüpfen sich Erinnerungen, welche für die Kunstgeschichte nicht ohne Bedeutung sind.

Zu Anfang der Zwanzigerjahre lebte nämlich hier im obersten Stockwerke Friedrich August Kanne. Er war Dichter, Kritiker und Componist und war in dieser dreifachen Richtung durch mehr als ein Vierteljahrhundert hier in Wien in ausgezeichneter Weise thätig, und dennoch zählt er heute bereits zu den Verschollenen, denn weder das bändereiche Conversationslexikon eines Brockhaus, noch jenes des Pierer, noch ein Grabkreuz nennen seinen Namen. Wie dies eigentlich zugeht, sollen nachfolgende Zeilen erklären.

Friedrich August Kanne

war zwar ein „Sonderling“, aber ein geistvoller Mensch, eine echte Künstlernatur. Bei Niemandem regte sich der Schaffensdrang lebhafter als bei ihm, Niemand war schneller begeistert für alles Edle und Schöne als er. Am 8. März 1778 zu Delitsch in Sachsen geboren, widmete er sich frühzeitig den schönen Wissenschaften, studierte in Leipzig Medicin und in Wittenberg Theologie, war hierauf ein Jahr Secretär beim Herzog von Anhalt-Dessau und begann sich sodann unter der Leitung des Gesangsdirectors Weinlein und durch Selbststudium in der Musik auszubilden.

Im Jahre 1806 kam er nach Wien und hatte das Glück, in dem kunstliebenden Fürsten Josef von Lobkowitz einen Gönner und in seinem Hause freundliche Aufnahme und vollständige Verpflegung zu finden. Hier lebte er als Musikmeister, Schriftsteller und Kritiker, machte sich bald durch Dichtungen und Aufsätze im „Sammler“ und im „Wiener Conversationsblatt“ bemerkbar und führte in der „Wiener Zeitschrift für Kunst und Literatur“ das Referat. Doch in Folge seiner Launenhaftigkeit gab er seine vortheilhafte Musiklehrerstelle im Lobkowitz'schen Hause wieder auf und verlegte sich von nun an ausschliesslich auf Compositionen und Musikrecensionen. Er gab auch mehrere Jahre eine selbstständige Musikzeitung heraus, die er ganz allein schrieb. Seine Kritiken waren so scharf und eingehend, dass sie noch heute als Muster gelten könnten. Seine Compositionen waren einfach, aber melodienreich und originell. Er schrieb zwei Opern, wovon die eine, „Orpheus“ (grosse Oper in zwei Acten), am 10. November 1807 im Kärntnerthortheater und die andere, „Miranda“ oder „Das Schwert der Rache“ (heroische Oper in drei Acten), am 14. September 1811 im Wiednertheater aufgeführt wurden. Zu beiden schrieb er sich den Text selbst, und es dürfte die Bemerkung nicht uninteressant sein, dass die Wienerinnen in Folge der letzten Oper durch ein volles Jahr sogenannte „Mirandahäubchen“ trugen.

Aber trotz seines bedeutenden Talenten und trotz seines vielseitigen Wissens hatte er immer mit Nahrungssorgen zu kämpfen; er verstand weder seine Bedürfnisse zu regeln, noch seine Talente geltend zu machen, kurz, er blieb ein Sonderling, dessen Geist und Menschlichkeit stets im Kampfe mit einander waren. Allmähig verfiel er in Dürftigkeit und Noth und starb am 16. December 1833 an Gedärmebrand in Folge seiner unregelmässigen Lebensweise, im buchstäblichen Sinne des Wortes mit der Weinflasche in der Hand.

Ich erinnere mich, ihn als Knabe von 10 Jahren noch in seinem letzten Lebensjahre im Hause meines Onkels (wo er Musikunterricht erteilte) gesehen zu haben. Seine Gestalt steht noch heute lebhaft vor meinen Augen. Er war von imponirendem Aeussere, von colossalem Körperbau, breitschulterig und kräftig. Sein Kopf hatte stark ausgeprägte geistreiche Züge und eine breite Denkerstirne, die sich rückwärts in eine Glatze verlängerte; es war der Kopf eines Gelehrten auf den Schultern eines Grenadiers. Damals stand er im Alter von 55 Jahren, und schon zeigte sein Aeussere die Spuren seines wüsten unregelmässigen Lebenswandels. Das Auge war düster, der Blick

unstät, das Uebermass geistiger Getränke kündigte sich bereits im Zittern der Stimme, im Zittern der Hände an, es war der ausgesprochene Säuferwahnsinn.¹⁾

Doch kehren wir zu unserem Gegenstand zurück.

Nach den Berichten und Mittheilungen des Alterthumsvereines (Band VIII, II. Abtheilung) war bereits im Jahre 1455 Erhart Sütter von Recz, pogner und im Jahre 1456 Thomas Pawmgartner, pogner, im Jahre 1527 Hans Gruntman, Maler, und im Jahre 1619 Johann Camel, Handelsmann, hier sesshaft.²⁾

XXII. CAPITEL.

Bischofgasse.



„Gegenüber dem Probsthof von St. Stephan“ hiess seit ältesten Zeiten jener Theil der heutigen Rothenthurmstrasse, der sich vom Stefansplatz bis zum Lichtensteg erstreckt. Später u. zw. im XVI. Jahrhundert wurde dieser Strassentheil „Bischofgasse“ genannt, welche Benennung bis in die jüngste Zeit beibehalten wurde. Die „Bischofgasse“ hat ihren alten Namen vom „Bischofshof“, welcher seit 1471 den Wiener Bischöfen zur Residenz diente, und gehört hinsichtlich ihrer Frequenz zu den belebtesten, und ihrer Häuser wegen zu den merkwürdigsten Gassen der Stadt.

Ein hochinteressantes Bild *sub Figur 146* zeigt uns diesen Strassentheil aus der Zeit des vorigen Jahrhunderts zwischen 1728 bis 1730.³⁾

Von den Privathäusern sind besonders hervorzuheben:

Das alte Feld-Apothekerhaus „zum guldenen Greif“ Nr. 633 (neu 3).

Es war eines der kleinsten Häuser der Stadt und seit 1700 „zum guldenen Greifen“ beschildet, wo sich die uralte Feldapothek gleichen Namens befand, die hier eine wichtige

¹⁾ Langer charakterisirt den unglücklichen Kanne in einer Zeitschrift auf folgende Art: „Kanne war ein wunderliches Genie, ein kräftiger Centaur, in dem das rein Menschliche und rein Geistige fortwährend um die Oberherrschaft kämpften, der, obgleich von den Göttern reich begabt, doch stets das Ende eines Camoens und Kepler vor Augen sah, der wie Hoffmann auf den Bierbänken den Unsterblichen Audienz gab und wie Ducange seine Begeisterung aus der Hefe des Volkes holte.“ Von seinen grössern literarischen Werken sind erschienen: „Vier Nächte“ (Leipzig, 1818), „Humoristisches Panorama von Wien“ in drei Heften (Brünn, 1820), viele metrische und prosaische Aufsätze im „Wiener Conversationsblatt“, im „Sammiler“ und andern periodischen Druckschriften, seine Opern: „Orpheus“, „Linda“, „Die eiserne Jungfrau“, „Der Blocksberg“ (von letzterer erlebte er die bereits in Berlin vorbereitete Aufführung nicht mehr). Sein grosses Gedicht „Der Winter“ in zwölf Gesängen blieb ungedruckt. Auch schrieb er eine Cantate, „Cäcilia“, eine Messe und eine Symphonie, viele Lieder, Sonaten und Trios für Piano und zwölf Duos für Sopran und Tenor.

²⁾ Später kamen folgende Personen in den grundbücherlichen Besitz: im Jahre 1684 Franz Priestersperger, 1700 Johann Franz Priestersperger, des äussern Raths und Handelsherr, 1776 Anna Klebes, 1785 Franz Klebes, 1795 Katharina Klebes, 1806 Katharina Frischl, 1822 Franz Galla, in letzterer Zeit Katharina Steinböck. Die gegenwärtige Besitzerin ist Katharina Grammer.

³⁾ Das Originalbild ist von Salomon Kleiner um das Jahr 1728 bis 1730 gezeichnet und von J. A. Corvinus gestochen, 32 Cm. breit und 21 Cm. hoch. Es zeigt uns die Hauptfront des erzbischöflichen Gebäudes mit dem Ausblick in die Wollzeile und das dreistöckige Eckhaus mit der Rondelle Nr. 770 (neu Rothenthurmstrasse 4), „zum guldenen Weintraube“ beschildet, was auch mit jenem Weinzeiger übereinstimmt, indem eine riesengrosse Weintraube an einer Stange hervorsteht. Auch die Staffage ist interessant: es wird uns hier ein Leichenzug vorgeführt, wie er eben durch das „alte Messnerthor“ in den „Stefansfreithof“ eintritt. Das erzbischöfliche Palais ist bereits mit dem fürsterzbischöflichen Wappen über dem ersten Stockwerke oberhalb des Thoreinganges geziert.